

## Als die Mühle stand

Viele große und schöne Täler habe ich gesehen, in unserem Land und in anderen Ländern. Für mich aber blieb das Tal aller Täler jenes schmale, verschollene, das sich nahe meinem Heimatweiler in schönen Windungen zum Maine hinabsenkt, den es beim Dorfe Steinbach erreicht. Schön ist es an jeder Stelle; doch hat es auch einen besonderen Glanz- und Anziehungspunkt. Etwa dort, wo sein letztes Drittel beginnt und wo sich gegen Westen zwischen den Wipfeln ein Ausblick zu den Spessartbergen öffnet erhebt sich auf einer schmalen Terrasse am steilen Abhang mitten im Walde der bekannte Wallfahrtsort Mariabuchen mit dem alten Kapuzinerkloster, „unsere“ Kirche, die wir mit leisem Bevorzugtenstolz an jedem Sonn- und Festtag besuchen.

Die Wanderer und Waller, die von weither kommen, kennen zumeist nur diesen Ort und die nächste Umgebung. Der obere und besonders der mittlere Teil des „Buchentales“ blieben unbekannt und still und einsam. Dort aber hatten wir Erlenbacher unsre „Talwiesen“ und dort war der Mühlgrund auch am schnellsten zu erreichen, in einer knappen Viertelstunde. So wurde von uns Kindern gerade dieser Abschnitt nicht nur bei der Heu- und Grummeternte besucht, sozusagen dienstlich, sondern auch sonst oft, zum Plantschen, Baden, Nüssesuchen und zu mancher anderen Bubenlust.

An jenem strahlenden Frühherbsttage trafen wir zwei „Unzertrennlichen“, Gregor und ich, uns gleich nach dem Mittagessen. Mit woch war es, keine Nachmittagsschule, die Welt gehörte uns. Was sollten wir beginnen? Rasch waren wir entschlossen: Wir gehen ins Tal!

Schon liefen wir quer über leere Felder, erreichten das Kuni, eine Wiesenmulde, hüpfen den sanften Abhang hinunter, drangen in den Buchenwald ein, dessen Laub sich golden zu verfärben begann. Hier verließen wir den Pfad und sprangen in den Helgraben, eine beinahe wilde Schlucht, in der aber zu dieser Jahreszeit nur ein unbedeutendes Rinnsal lief, kaum sichtbar zwischen Gefels und Geröll. Lustig hüpfen wir über die Blöcke, spähen und schlüpfen in Uferhöhlen. Bald senkten sich die Wände, verliefen im Wald. Ein paar Sprünge noch, und wir traten hinaus in das friedsame Tal.

Dazumal war die Straße drüben, die von Lohr nach Hausen und Steinfeld führt, noch versteckt hinter Bäumen und auch noch viel weniger begangen und befahren. So empfing uns eine fast feierliche Stille. Zur Linken die nahe Schürgersmühle war wie ausgestorben; von der Reußenmühle weiter unten zur Rechten erblickten wir nur das rotbraune Dach.

Doch uns war das Schweigen nicht gemäß. Mit Lachen und Rufen, mit Rühren und Necken übersprangen wir vielmale den Bach, hinüber, herüber, immer wieder. Einmal rutschte ich aus am Ufer und platschte mit einem Fuß ins Wasser. Doch das wurde nicht weiter wichtig genommen, und als wir uns dann auf den Wiesen jagten, spürte ich nichts von Nässe und Kälte.

Wir liefen weiter abwärts am Bache, beugten uns vor zwischen Schilf und Minze, die würzig rochen, und erreichten bald jene tiefere Stelle dicht



am rechten Ufer, wo ein kleines Wehr das Wasser staut, damit ein Teil in eine Rinne fließt, die es am oberen Hang entlang der Reußenmühle entgegenführt. Da blieben wir eine Weile stehen und blickten in die zweigüßerwölbte breite Gumpe, wo sich größere Fische aufzuhalten pflegten. Wenn ein Schatten sich geheimnisvoll bewegte, deuteten und flüsterten wir erregt. Schon waren wir versucht uns Angeln zu machen und verbotenes Fischerglück zu suchen. Die Ruten hätte der Wald gegeben und Schnüre verwahrten unsre Taschen immer, doch Häkchen fehlten. Auch wären wir übel angekommen, wenn wir etwa unseren Müttern eine gewilderte Forelle hätten anbieten wollen.

So trabten wir also redlich weiter an dem durch den kräftigen Aderlaß geschwächten Bache. Wir gelangten zu einer breiteren Stelle an der Rückseite der Reußenmühle. Hier plätscherte das Wasser seicht zwischen Steinen, und als wir forschend stehen blieben, sahen wir winzige Fischlein huschen.

Schon stand Gregor mit gespreizten Beinen auf zwei kleinen Blöcken, bückte sich tief und wölbte die Hände, um mit jähem Zugriff nach den Schnellen zu haschen. Selbstverständlich tat ich's ihm nach. Die Jagd galt eigentlich nicht einer Beute, wir wollten nur unsere Geschicklichkeit erproben. Doch plötzlich, ich wußte selbst nicht wie, gelang mir, dem eigentlich weniger Flinken, ein Zufallsfang. Ich spürte es zwischen meinen Fingern zappeln und erblickte im mitgeschöpften Wasser ein fingerliedlanges blankes Fischlein. „Gregor, ich hab ein!“ rief ich aufgeregt.

Ohne daß wir uns verabreden mußten, nur durch den Gleichklang unsrer Bubenherzen, wußten wir beide: Das Fischlein mußte am Leben bleiben, wir wollten es mit nach Hause nehmen, in einem Glase verwahren, es füttern und aufziehen. „Kumm Hermann! Schnall, Schnall!“ Schon sprang er den kleinen Wiesenhang zur Mühle hinauf, um nach irgend einem Gefäß zu suchen. Ich folgte ihm, so rasch ich's vermochte. Krampfhaft preßte ich die Hände zusammen, um das lebensnotwendige Wasser zu bewahren. Wir brauchten kaum eine Minute bis zur Mühle, wo die Zuleitungsrinne in Brusthöhe auf Ständern lief. Hier war ein Querbrettchen angebracht. Drauf stand ein hölzerner Schöpfeimer mit rundem Griffloch an verlängerter Daube.

Gregor griff zu und tauchte geschwind das Gefäß in die Flut. Doch er hatte seine Kraft überschätzt. Die Rinne war hier stark geneigt und mit großer Wucht lief das Wasser zum Mühlrad. Wie in jähem Zorn entriß es dem verblüfften Freund den gefüllten Eimer, konnte ihn aber nicht weiter treiben, weil das Querbrett hemmte. Er sperrte fast die ganze Rinne ab und nach beiden Seiten rauschte das Wasser auf den Boden nieder, sprang in unsre Schuhe, durchnäßte unsre Hosenbeine. Immer langsamer drehte sich das große Rad, blieb schließlich stehen, — und in der Mühle verstummte das Mahlwerk.

Wir waren so betroffen, daß wir nichts zu unternehmen vermochten, auch nicht fliehen konnten, nur stumm dastanden mit dummen Gesichtern. Doch schon stürzte der junge Müller heraus, der große, starke mit dem blonden Schnurrbart, wir kannten ihn gut, denn unsere Eltern ließen bei ihm mahlen, — erfaßte mit einem Blick die Lage, riß mit kräftigem Ruck den Eimer aus der Rinne und stellte ihn wuchtig auf seinen Platz. Dann drehte er sein

erzürntes Gesicht uns Sündern zu, und — patsch, patsch! — hatte jeder eine Ohrfeige sitzen, die wahrlich gekonnt war. „Ihr Läusbuawa! Macht, daß ihr hemkummt! Lößt auch niammr sah!“

Dies uns Helden, die wir doch gewissermaßen seine Kunden waren! Aber wir wagten keinen Einwand. Geduckt und mit eingezogenen Köpfen hasteten wir weiter den Hang hinan und erreichten den Weg, der heimwärts führte. Dort erst verlangsamten wir die Schritte, aber wir schwiegen noch immer bedrückt.

Plötzlich erinnerte ich mich des Fischleins, das ich unbewußt bewahrt und mitgetragen hatte. Das Wasser war natürlich längst entronnen. Leblos lag das schuldlose Wesen in der kleinen Mulde meiner schuldigen Hand. Ich erschauerte leise und schleuderte das Tierchen in den nächsten Busch. Wie ein schmaler weißer Blitz versank es im Grünen.



## Die liebliche Stadt

Leo Weismantel, der durch Leben und Werk aufs engste mit Franken verbunden ist, hat in seiner ergreifenden „Totenklage über eine Stadt“ dem Schicksal Würzburgs ein groß geartetes Denkmal gewidmet. Wir bringen im folgenden einen Auszug daraus, der die Zunelung zu der lieblichen Stadt am Main offenbart. In den Worten, in denen sich der Dichter gleichsam an den Herrgott selber wendet, erhebt sich noch einmal die glanzvolle Schönheit einer Stadt, die in den Brandtagen des März 1945 so schwer geprüft wurde. Der Dichter beginnt an der Stätte der Zerstörung mit Gott zu hadern, aber indem er die Barmherzigkeit des Herrn anruft, blickt er hoffend in eine friedvollere Zukunft hinein. Die Botschaft „Wir haben alles verloren, aber wir werden weiterleben“ läßt ahnen, daß auch diesem Tod eine Auferstehung folgen wird. Möge sie voll der Gnade sein!

So in Träumen habe ich Deine liebliche Stadt gesehen, lange ehe ich mit Leibesaugen sie sah!

Damals war ich noch ein Knabe, der in einem fernen armen Bauern-dorfe der Rhön vor dem Einschlafen auf die Märchen der Mutter horchte, die um diese Deine Stadt gingen — ihr Name war voll des Duftes fremd-artiger Gewürze: Würzburg! Welch ein Duft! Wer zu ihr käme, fände ein Zollhäuschen an der Grenze der Stadt und dort die Straße mit einer eisernen Kette gesperrt, und wer die Kette mit den Zähnen zerbeiße, dürfe hinein und werde der Wunder der Stadt gewahr! Wie hoffte ich, diese Wunder einst zu sehen, und wie bangte mir, ob ich die Kette werde durchbeißen können! Denn sieh, dies waren die Wunder: eine Kirche, die aufgewachsen war wie eine Königskerze und auf deren Turmspitze das goldene Bild der jungfräulichen Gottesmutter schwebte, segnend die Stadt, die ihr gehöre. Und eine Gruft mit dem Grab und den Gebeinen Deiner frühesten Sendboten: Kilian, Kolonat und Totnan, der Apostel der Franken. — Du hattest sie geschickt, uns das Heil zu verkünden, und Herzog Gosbert war willens, sie zu hören, doch Gailana, seine Buhle, kaufte Mörder und ließ Deine Sendboten erschlagen, ihre Leiber in einen Brunnen werfen, heute noch flösse der Brunnen und alle, die mit seinen Wassern ihre Augen netzten, würden das Ewige schauen, und ihr Blick werde nie erkranken.

Es wäre noch eine Burg in jener Stadt, dorthin wallfahrteten die Menschen am Karfreitag und ließen sich vom Bischof in den hochpriesterlichen Gewändern einen Dorn aus der Dornenkrone Deines im heiligen Lande erwürgten Sohnes in einer Monstranz zum Kuß reichen —

wie begehrte der Knabe, die Kette zu durchbeißen und zu solchen Wundern zu gelangen —

und zu jenem Spital des Fürstbischofs Julius Echter, zu dem alle Kranken und Bresthaften gebracht würden, diesem Haus der umgehenden und ewig waltenden Liebe und des Erbarmens, und zu jenem Haus der Wissenschaft, über dessen Portal auf eherner Tafel das Wort VERITATI, d. h. Der Wahrheit stand und über dessen Dach die Gestalt des Titanen schwebte, des Prometheus, der den Menschen das Feuer vom Himmel stahl—

so daß die Menschen zwei Häuser hätten, das des liebenden Erbarmens und das des Suchens nach Wahrheit und Weisheit des Lebens.